

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 23

Artikel: Hero und Leander
Autor: Bittrich, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

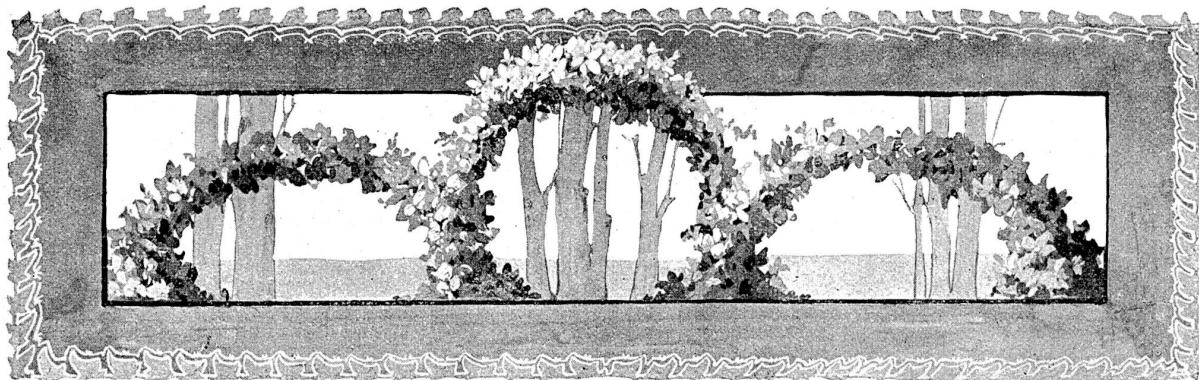
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hero und Leander.

Eine Geschichte aus dem Spreewald.

Von Max Bittrich, Freiburg i. B.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Her alte Pank wußte genau, weshalb er das fette Hauslaub auf das Dach seiner Blockhütte gepflanzt hatte: Kein Feuer sollte der Stätte schaden.

Das Haus stand wirklich noch so fest und klobig wie am Tage der Weihe; doch das Feuer der Liebe war von dem Wunderkräutlein nicht ferngehalten worden.

Die Tochter des Hauses, Dorothea, preschte den ganzen Tag in Küche, Stube und Stall umher; man würde ihr Unrecht thun, wollte man sagen, sie habe nur geschaltet und gewaltet. Nein: sie preschte.

Sie war rot und frisch, heiter und begehrenswert wie die gesunde Natur, und sie war auch immer thätig wie die Natur.

Wie sollte gegen solches Feuer das Laub des Daches wirken?

Des Mädchens Vorfahren waren mit einem Trupp jener Böhmen, Österreicher und Ungarn erschienen, die unter dem alten Fritz im Spreewalde angestiedelt wurden. Mehr als ein Tropfen ungarischen Blutes floß in ihren Adern.

Lange Zeit hatten die in ihr lebenden verhaltenen Glüten nicht das Burschenherz gefunden, das sie zum offenen Feuer entfacht hätte.

Kein Wunder auch! Das Haus liegt einsam in dem Spreewaldthal, „wo nicht Berge sind und die Waldbäume nicht mehr rauschend schwärmen“. Ein Flusslabyrinth zieht sich um das Gehöft, so daß die Landstraße mehrfach durch Wasser und Nekker von ihr getrennt wird.

Allermal, wenn Dorothea im Kahn zur Kirche fuhr, guckten sich die Burschen die Augen nach ihr aus, und beim Erntetanz rissen sich die Liebesträumer nach dem Mädchen. Sie war angriffig, wie die Schoten an der Straße — wie das slavische Sprichwort sagt.

Auch sie wußte, wozu sie Augen besaß. Hatte sich in der Einsamkeit ein Zug des Melancholiens in das Gesicht der Umworbenen gestohlen, so verschwand er, nachdem das erste Tanz-, „Gesetzchen“ erklangen war. Die Augen funkelten und der ganze Körper war Leben, verlangendes und hingebendes Leben.

Begab sie sich zum Jahrmarkte, so schritt der Vater neben ihr. Die Burschen schlossen sich dem Zuge an, suchten sich den Rang abzulaufen und nahten sich ihr doch nicht ganz, sondern wurden in ihrer Nähe befangen und blieben hübsch fromm, wie der Kater beim Quargen.

Einen hatte sie beim letzten Österlingen in ihr Herz geschlossen und der hatte gewagt, ihr tief in die Augen zu blicken. Das war der arme Juro, einer der Unglücksmenschen, die bei jedem Wolkenbruch unter freiem Himmel sind, und im Trocknen sitzen, wenn es Glück regnet.

Der arme Teufel hatte vor dem Mädchen Gnade gefunden. Als er sein Glück begriff, kaufte er ihr aus einer Jahrmarktbude ein Herz mit der Pfifferkucheninschrift:

Dieses Herz hier,
Das schenk ich dir, —

denn mehr konnte er nicht erwerben, der arme Sohn des ärmsten Bauern. Dorothea stellte das Herz hinter die Scheibe des Glasschranks zwischen zwei goldgeränderte, „aus Liebe“ und „zum stetigen Angedenken“ gewidmete Tassen. Da prangte der Kuchen zwischen der prunkvollsten Habe, wie der Liebste in ihrem eigenen Herzen.

An den Sommerabenden kam Juro öfters zu seinem „Dörfchen“, trotz des Polsterns ihres Vaters. Beim Bienenstock hinter dem Hause war eine Bank für zwei Menschen. Wer nun recht hätte beobachten wollen, wie die Liebe junger Herzen überquillt, hätte dort eines der Bienchen sein müssen; dann aber hätte er besser als alle der Liebe Macht schildern und von ihren Hoffnungen berichten können.

Noch ehe die Blätter von den Ebereschen fielen und die roten Beerenbüschel durch kahle Zweige leuchteten, kam eine Trennung auf Monde. Ihr Vater wollte den Abschied. Im Lenze, meinte er, werde er weiter mit sich reden lassen; eher nütze kein Wort.

Die Jungen umarmten sich und lehnten weich und wonnig aneinander. Sie schworen sich ewige Treue und sangen sich die rührendsten Lieder mit dem Hero- und

Leander-Gedanken, der in den slavischen Schöpfungen der Volksposie so oft wiederkehrt, und Lieder mit glücklicherem Ausgange. Wie schön sang sie ihm die Aufforderung zum treuen Ausharren ins Herz:

Als ihn nun das Mädchen merkte,
In dem weißen Schloß, dem hohen,
Hat sie rotes Garn gesponnen,
Hat sie grünes Garn gezwirnt.
Hat gedreht eine Schnur
Ihrem Herzensallerliebsten;
„Schwinge dich, Herzallerliebster,
An der seid'nen Schnur empor.“
Und geschwungen hat der Liebste
Sich empor an seid'ner Schnur.
Sich empor an seid'ner Schnur
Übers Wasser, mächtig tief.
Wo das schöne Mädchen weilet,
Wo sein Herzensliebchen wartet:
„Wirkt mein Liebchen sein so lange,
Als es tiefe Wasser gibt.“
„Nur wenn sich verläuft das Wasser,
So vergeht auch unj're Liebe:
Wasser, das verläuft sich niemals,
So vergeht die Liebe nicht.“ — — —

Juro wanderte nach der Stadt, wie viele seiner Ge-
nossen, und wollte dort einiges für sich erarbeiten. Er
hörte von Dunkelheit zu Dunkelheit das Weberschiffchen
sausen und dachte in den Nächten an seine Heimat und
an das treue Herz im Spreewalde. Des Sonntags aber
wanderte er oft heim, um wie früher in der Scheune
zum Tanz aufzuspielen: „Dreh mich vor dem Spiel-
mann“, „Meine Mutter hatte Gänse“ und andere uralte
Tanzmelodien.

Dorothea wußte genau, wann er dort weilte, doch
kommen durfte sie nicht. Dafür stellte sie ihm stets ein
Lichlein an das Fenster ihrer Kammer, damit er das weit
in die Nacht hinein leuchtende Zeichen der Liebe beim
Heimgange aus der Ferne sahe.

Die Liebe schlüpft leicht dahin in der Welt,
Wie die Feder, die auf das Wasser fällt.
Leicht geht sie zusammen und findet sich,
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich.

Zu Weihnachten schickte Juro der Liebsten einen
Brief, des Vaters wegen nicht mehr. Doch in dem
Schreiben stand, was sie erfreute: Er besitze schon ein
Häufchen harter Thaler, und zu ihrem Geburtstage im
Februar werde er einen Teil des Geldes für das schönste
Brautkleid anlegen.

Dorothea saß schon seit Wochen meist einsam in
ihrem Kämmerchen und hatte keine Gelegenheit, zu ant-
worten. Der Vater, wenn sie sich sehen ließ, redete
von ungeratenen und verstockten Kindern und war wie
Gewitterdrohen; die Mutter jählich einher wie die fleisch-
gewordene Ergebung und war wie ein Kind in der
Gewittersfurcht. Die Kinder aber — denn außer Doro-
thea waren zwei im Hause, und die waren kaum aus
dem Größten — wurden so verschüchtert, als hätten
sie die Sprache verloren.

Eines Abends, in einer der ersten Wochen des neuen
Jahres, verließ der Blockhaus-Bauer noch spät sein
Besitztum und holte die Mutter Storchen, wie man die
bei freudigen Anlässen nötige Frau zur Kennzeichnung
ihres Berufes getauft hatte. Und als am Morgen die
Kleinen bei der Mehlsuppe saßen, berichtete ihnen der

Bauer: „Woas ich joan (sagen) wullde: Dorfchen is
frank: 's tumme Mädel hat in der Nacht doas Fenster
nich zugemacht; is a Storch bei ihr gewest mit anem
kleenen Jung'n.“

Den kleinen Jungen hatte der Storch in dem Hause
vergessen, als er davonflog. — — —

Bereits am Geburtstage Dorotheas ist vor dem
Blockhouse, auf der höchsten Spitze des Kirschbaumes,
der Badewisch zu sehen gewesen, auf dem der Kopf des
Kindes zuerst geruht hatte. Der Bauer selber hatte
das Strohbündchen am selben Tage, einem Sonntage,
hinauf befördert, damit der Enkel zu hohen Ehren ge-
lange. Juro aber, oder „wen'sches Pinak“, wie ihn die
städtischen Arbeitsgenossen nannten, war am Abend
vorher in der Heimat angelangt, ein Päckchen purer
Seide heimbringend, für das er sich nach Kräften ge-
müht hatte. Das sollte seine Liebste erhalten. Nur wußte
er noch nicht, wie und wann er es ihr zu senden ver-
möchte.

In der Schänke war am Sonntag wieder Tanz.
Juro ließ abermals seine Klarinette mauen und schreien.
Das Spiel sollte den Kummer seines Herzens über-
tönen.

Seine Liebste hatte er am Tage nicht erreicht; der
Versuch scheiterte. Die dünne Eisdecke des Wasser-
Wirms trug die Füße noch nicht, hielt jedoch den
Kahn auf. Nun wirbelte seit zehn Stunden Schnee
herunter, und der zunehmende Frost machte lauter rasche
Leute.

Juro hörte von den Burschen über das Ereignis im
Blockhaus erzählen, wie es Mutter Storchen berichtet
hatte. Er fühlte ein Würgen im Halse und ein Brennen
in den Augen.

Wie das Wendenblut in den Adern der Tanzenden
zu kochen begann, so verlangten sie die Musik stürmischer,
feuriger. Juro mußte die alte wendische Tarakawa
hervorziehen, die man sonst nur noch in der Oberlausitz
findet. Er ließ ihr Gejodel laut in die Nacht hinein
kreischen bis zum Ende des tollen Wirbels. Nur die
Kehle feuchtete er öfter, denn mehr als sonst verlangte
ihn nach Palenz. Das Feuerwasser war ihm ein Trank
der Verzweiflung.

Nach dem Kehraus nahm jeder „Kerl“ sein Mädchen
am Arm und drückte ihm draußen die bereiften Stacheln
in das gerötete Gesicht, denn einen rechten Bart mag
der Wende nicht.

Einsam, sein Geschenkbündel unter dem Arme, die
Tarakawa in der krampfhaft geschlossenen Hand hal-
tend, irrte Juro umher. Wie ein Hündchen sein Ziel
findet, so schlug auch er bald willenlos die Richtung
ein, aus der ihm oft ein Gruß gewinkt hatte.

Ob er jetzt die Kanäle würde überschreiten können,
deren halberstarrte Flächen noch am Tage niemand hin-
überließen, wußte Juro nicht. Er wollte bis zu dem
Punkte dringen, bis zu dem sonst das grüßende Licht
zu sehen war.

Der Schnee fiel so dicht, daß die Kraft des mensch-
lichen Auges nicht weit drang. Dazu ging der Wind
schneidend scharf. Der Palenz begann auf das zermar-
tete Hirn zu wirken.

Das anfängliche forgsame Vorwärtstappen auf dem
gefährdrohenden Wege wich bald einem alles andere



Den Saltarello tanzende Kinder am Strande von Capri.

Gemälde von August Weckesser, (Winterthur) Rom.

außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlässe?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfurchend. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Überall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —.

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn. Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarnten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die Volksweise auf:

Eine große Pein ist das,
Wenn zwei liebe Freunde sind
Und das Scheiden kommt gleichwind —
Gar so schwer, so schwer ist das.
Eine größere Pein ist das,
Wenn da zwei Geliebte sind
Und das Scheiden kommt geschwind:
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund kläffte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrte in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogt fühlte.

Er starre und starre.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traum-

gesicht? Zog der Nachsjäger durch die Fluren und ließen dessen Hunde ihr Käpple, Käpple ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letztenmale.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —.

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: Die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaufelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu verbachten, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuss der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhorchen; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte ließ zum erstenmale merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgäbe. Er wolle natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei“, — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten braunen Hände zusammen und betete für das Glück der Kinder. —

„A chli.“

Von Rudolf Lüdi, Signau (Bern).

Sine Eigentümlichkeit, welche sowohl dem Individuum zukommt, als auch in ganzen Völkern wurzelt, ist der Gebrauch typischer sprachlicher Ausdrücke, welche bei jeder Gelegenheit, passend und nicht passend, und fast immer unbewußt benutzt werden. Ein Charakteristikum des Norddeutschen ist sein „nanu“, des Süddeutschen, besonders des Bayern und Niederösterreichers sein gemütliches „halt“; man denkt sich zu dem Worte unwillkürlich die Nation dazu. — Daz auch der Berner, oder vielleicht richtiger der Mittelschweizer, einen Ausdruck besitzt, der eine seiner Hauptigenschaften, sein Phlegma, aufs deutlichste hervortreten läßt, wissen vielleicht noch nicht alle Leser. Es soll ihnen aber gleich bekannt gemacht werden, wenn sie mit mir einen Gang thun wollen durch eines der Lager vom letzten Truppenzusammenzuge, der eine große Zahl Berner und Innerschweizer versammelte.

Die Mannschaft liegt in den Kantonnementen umher. Da ertönt das Signal „Suppe“. Der „Faß-

Unteroffizier“ läßt seine Mannschaft antreten. Es geht ihm aber zu langsam und er schreit in den Lagerraum hinein: „a chli diffig!“ Rasch soll es gehen; aber da es ja immer einige langsamere und träge Leute gibt, denen man doch genügend Zeit geben muß, den Befehl auszuführen, so mildert der Unteroffizier unbewußt die Strenge des Befehls, indem er die Raschheit nur „a chli“ verlangt.

Bei der Rüche angelangt findet der Korporal einen Lieutenant vor, der das Faß beaufsichtigen soll. Er hat schon lange hier gewartet und schnauzt den Führer der Faßmannschaft an: „Warum so spät? Könnt Ihr nicht a chli früher kommen? Sofort fassen! Aber a chli gleichwind.“ — Nach dem Fassen begibt sich der Ungeduldige zu einem der Kochkessel und hört dort, wie eben der Herr Hauptmann dem Küchenchef den Verweis gibt, die Suppe sei a chli angebrannt, und er müsse in Zukunft um Strafe zu entgehen, a chli sorgfältiger arbeiten. Froh, für eine kurze Weil der Sorge um